



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pompeji und Herculenum. 3. : Die herculanischen Papyrus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Pompeji und Herculannum.

3.

Die herculanischen Papyrus.

Wenn im Allgemeinen Bücher ihre Schicksale haben, so gilt dies in einer ganz besondern Bedeutung von jenen herculanischen Rollen, die, nachdem sie 1700 Jahre in verkohltem Zustande in der Erde gelegen, nun als „Geister“, wie der neapolitanische Antiquar Jorio sagt, die gelehrte Welt schon seit hundert Jahren beschäftigen. Bevor wir von ihrer Auffindung, den Entwicklungsversuchen und ihrem Inhalt reden, wird es nöthig sein, die äußerliche Beschaffenheit der antiken Bücher kurz zu beschreiben.

Das Hauptmaterial, worauf im spätern Alterthum geschrieben wurde, war das ägyptische Papier. Die langen dünnen Streifen, in welche die Papyrusstaude sich zerschneiden läßt, legte man neben- und übereinander, leimte sie und konnte so Papierflächen von beliebiger Größe zu Stande bringen. Die Fabrication stieg mit dem Gebrauch, der namentlich in dem schreibseligen ersten Jahrhundert nach Christus ins Ungeheure gegangen sein muß. Papier war ein Hauptausfuhrartikel von Alexandrien, Fabriken gab es auch in Rom, und man unterschied nach dem Maßstabe der Feinheit, Dünnhcit und Glätte acht verschiedene Sorten. Die größte, Waarenpapier genannt, war ohne Zweifel wie unser Packpapier ausschließlich zum Emballiren bestimmt. Die übrigen Sorten führten Namen der Kaiser und Kaiserinnen, wie augustinisches, livisches, claudisches. Die Schwärze, mit der man schrieb, war eine Tusche aus Ruß. Die Alten kannten auch sympathetische Tinten, und Ovid empfiehlt als solche in der Kunst zu lieben Milch (der Empfänger muß das Blatt mit Kohlenstaub bestreuen), und den Saft gewisser Pflanzen. Zum Schreiben bediente man sich eines Rohrs, das mit einer Art Federmesser zugespitzt wurde. In der Regel beschrieb man die Blätter nur auf einer Seite, die Kehrseite wurde dann höchstens zu Notizen und Brouillons, oder, wenn die Bücher als Maculatur zum Krämer gewandert waren, zu den Schularbeiten von Kindern benutzt. Oder man benutzte auch schon beschriebenes Papier, wie Palimpseste. Indessen bei elegant ausgestatteten Büchern wurde die Rückseite des Papiers mit Safran oder Cedernöl gefärbt, und das letztere sollte zugleich einen Schutz gegen die Motten gewähren. Die Bücher bestanden aus einem einzigen Stück Papier von beliebiger Länge, jenachdem das Buch groß oder klein war, der um einen cylindrischen Stab gerollt war; der Anfang des Papyrus war an diesem Stabe befestigt. Auf diese Fläche waren die Bücher columnenweis geschrieben, die Columnen durch kleine Zwischenräume getrennt. Der Lesende rollte nun Columne nach Columne auf und wieder zu, bis er an die letzte gelangte und das Buch vollständig zusammengerollt war. Die Stäbe, je nach

der Kostbarkeit des Buches aus Knochen, Holz, Elfenbein, waren oben und unten mit Knöpfen verziert, die aus den beiden Enden der Rolle hervorsahen. Diese beiden Enden (dem Schnitt unsrer Bücher entsprechend) wurden beschnitten, mit Bimstein geglättet und schwarz gefärbt. Die ganze Rolle umwickelte man schließlich noch zur bessern Erhaltung mit einem (gelb oder purpurn gefärbten) Pergament, welches unserm Einbände entspricht. Mehrere zusammengehörige Rollen wurden auch zusammengeschnürt, wie man das in Herculaneum sieht. Man bewahrte sie in offenen cylindrischen Behältern, die auf antiken Monumenten häufig abgebildet sind, z. B. neben der bekannten Sophoklesstatue im Lateran, und diese Behälter wurden in die Fächer der Bibliotheken gestellt. Zu Senecas und Martials Zeit enthielten Bücher schon auf der ersten Columne Porträts der Verfasser. Bücher mit Abbildungen von Pflanzen erwähnt Plinius. Der Titel war (mit rother Farbe) auf einen Zettel geschrieben, der oben an der Rolle befestigt wurde.

Bei der Ausstattung des Buchs kam es natürlich auf die Güte der Abschrift an, welche oft von sachverständigen Correctoren revidirt und verbessert wurde, was dann natürlich den Werth des Buchs erhöhte. Doch hiervon, so wie von dem antiken Buchhandel soll ein ander Mal die Rede sein. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß die Natur der antiken Bücher nothwendig zur Folge hatte, daß sie verhältnismäßig wenig enthielten, weil die Abwicklung endloser Rollen für die Leser äußerst unbequem gewesen sein würde. So konnten z. B. die 24 Bücher der Iliade sehr wohl auf 24 Rollen geschrieben sein, während wir sie in einem kleinen Bände in der Tasche bei uns tragen können. Hieraus sind die ungeheuren Zahlen der Bücher in den alten Bibliotheken, namentlich der alexandrinischen zu erklären.

Die Handschriften alter Classiker, die man bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte, waren sämmtlich von verhältnismäßig jungem Datum, und keine auf Papyrus; kein Wunder also, daß die Nachricht von der Entdeckung einer aus Papyrusrollen bestehenden Bibliothek in Herculaneum in der gelehrten Welt Sensation machte. Die erste Kunde kam nach Deutschland durch die Briefe Winkelmanns an Lianconi und den Grafen Brühl. Man fand im Jahr 1752 an dem öffentlichen Plage, wo die Statuen der Familie Balbus gestanden hatten, ein Haus, aus dem mehrere Kunstwerke ans Licht gezogen wurden, und in dem man schließlich auch auf die Bibliothek stieß. Da diese zahlreiche epikurische Schriften enthielt, besonders von dem Epikuräer Philodemus, so glaubte man diesen für den Besitzer ansehen zu müssen, namentlich weil man in dem irrthümlichen Glauben war, daß die zahlreichen Radrungen und Verbesserungen nur von dem Verfasser selbst herrühren könnten. Daß dies durchaus falsch ist, ist oben gezeigt worden. Anfangs sah man diese schichtenweis übereinandergehäuften Kohlencylinder für verbranntes Holz an Grenzboten. II. 1886.

und viele wurden weggeworfen; ein Irrthum, der um so natürlicher war, als die Ausgrabung unter der Erde ohne Tageslicht gemacht wurde. Die Arbeiter nannten den Ort bottega del carbonaro (Laden des Kohlenhändlers). Allmählig erregte aber die Ordnung, in welcher die Cylinder aufeinandergeschichtet waren, Aufmerksamkeit; man untersuchte nun genauer und entdeckte Buchstaben, die bei dem starken Austrag der Schwärze über die Fläche wahrnehmbar hervortraten. Der Ort, in dem die Entdeckung gemacht wurde, war ein kleines Zimmer, vermuthlich mit gewölbter Decke, welches zwei Menschen mit ausgestreckten Armen überreichen konnten. Rund herum an der Mauer waren Schränke, und in der Mitte des Zimmers stand ein andres Gestell für Schriften, um das man frei herumgehen konnte. Das Holz dieser Gestelle war verkohlt, und fiel, wie natürlich, bei der Berührung zusammen. Ebenso waren die Rollen verkohlt, die übrigens fast alle von gleicher Länge, etwa eine Spanne, und 2—4 Finger breit im Durchmesser gefunden wurden; die meisten zusammengeschrumpft und runzlig, schwarz oder ganz dunkelgrau, und ihre Rundung höckerig oder ungleich. Winkelmann vergleicht sie mit Bockshörnern, Mayer mit gedrückten Tabaksrollen. Manche indes waren völlig zu Staub zerfallen; auch bei den erhaltenen ist der Papyrus im Feuer dünner geworden, als ein Mohnblatt. Am leichtesten sind diejenigen abzuwickeln, die am meisten kohlenähnlich sehen und eine gleichmäßige Schwärze haben, andere von kastanienbrauner Farbe haben von Feuchtigkeit gelitten und sind theilweise zerfressen oder durch eingeklebte Asche und Erde unbrauchbar gemacht.

Alle diese Rollen sind nur auf einer (der innern) Seite beschrieben, und ihre Columnen durch einen fingerbreiten Raum voneinander getrennt, die erste aufgewickelte Rolle hatte 40, die zweite 70 solche Columnen, die ungefähr 40—44 Zeilen lang sind. Die Schrift ist eine gewöhnliche Unzialschrift, und wie damals in der Regel geschrieben wurde, sind die Worte ungetrennt, ohne Accente und Interpunction. Wenn dieser Umstand schon im Alterthum das Lesen erschwerte, weshalb gute Vorleser sehr geschätzt wurden, so erschwert er um so viel mehr die Entzifferung. Den ersten glücklichen Versuch zum Abwickeln dieser Rollen machte der Pater Antonio Piaggi, scrittore latino der vaticanischen Bibliothek, der zu diesem Zweck nach Neapel berufen wurde: indem er die in einer Maschine aufgehängten Rollen von außen mit einer losweichenden Flüssigkeit bestrich und mit Goldschlägerhäutchen fütterte. War dies einen Fingerbreit längs der ganzen Rolle geschehen, so wurden Seidensäden an die gefütterten Stellen geklebt und allmählig angezogen und das so Abgelöste auf Lagen von Baumwolle um eine Walze gelegt; von der Walze wurde die Schrift dann abgewickelt und ausgebreitet. Dann erst konnte die Entzifferung und Abschreibung ihren Anfang nehmen. Bei dieser Methode konnte in vier bis fünf Stunden ein Finger breit längs der Rolle abgelöst werden, zu der Breite

einer Spanne war ein voller Monat erforderlich. Eine Schrift über die Musik von 39 Columnen erforderte eine Arbeit von 4 Jahren. Aber in der Regel ging die Abwicklung nicht ohne neue Zerstörung der Rollen von Statten. Die Blätter sind so überaus dünn, daß ihre Lücken immer von dem zunächst darunterliegenden Blatte scheinbar ausgefüllt werden; ist nun die ganze, scheinbar einem Blatt angehörige Oberfläche, mit Leim bestrichen, so wird dadurch ein Stück von dem untern Blatte losgerissen und tritt in die Lücke des obern hinein, während das untere, das vorher ganz war, nun ein entsprechendes Loch bekommt. Ebenso gefährlich ist die Arbeit an den Fugen der aneinander geleimten Stücke Papyer, denn der aufgestrichene Leim kann leicht die Fuge auflösen, und durch sie bis an das folgende Blatt dringend es an das obere festkleben.

Zur Unterstützung in diesem unendlich schwierigen Geschäft schickte durch Vermittlung des bekannten englischen Gesandten in Neapel, Hamilton, der Prinz von Wales, damals Regent von England, den Neapolitanern seinen Bibliothekar Hayter. Die nun mit großem Eifer betriebene Thätigkeit wurde 1806 durch die französische Occupation unterbrochen, der Hof flüchtete, wie bekannt, nach Palermo, und nahm unter andern kostbaren Dingen auch die genauen Copien der neu abgewickelten Rollen mit. Diese Abschriften, die in Sicilien schwerlich hätten erlert werden können, erlangte der englische Gesandte Drummond, ganz oder zum Theil, um sie in England herausgeben zu lassen. Außer diesen Copien hatten die Engländer noch eine Anzahl unangetasteter Rollen von den Neapolitanern erhalten, zu deren Abwicklung Dr. Siskler 1817 nach London berufen wurde. Er hat über seine Abwicklungsversuche in einer eignen Schrift ausführlich berichtet.*) Die Rollen erwiesen sich so gut wie untauglich, die ganze, ehemals geglättete Oberfläche des Papyrus war bei den meisten durch Feuchtigkeit zerstört, und mit ihr die darauf befindliche Schrift.

Da die Titel nicht nur zu Anfang sondern auch zu Ende der Schriften stehen, kennt man den Inhalt auch der meisten nicht abgewickelten Rollen. Gefunden sind überhaupt 1736, entwickelt gegen 200. Die meisten, die man kennt, sind von Epikuräern, und darunter 36 von Philodemus allein. Dieser Philodemus ist ohne Zweifel derselbe epikuräische Philosoph, den Cicero erwähnt. Er war ein Syrer aus Gadara, siedelte sich aber nach Rom über. — Eine Anzahl von Epigrammen von ihm ist noch erhalten, in einem derselben ladet er seinen Freund und Schüler Piso (denselben, gegen den wir Ciceros Rede haben) ein, den Geburtstag Epikurs mit ihm zu begehen, welcher von den Epikuräern als ein besonderer Festtag gefeiert wurde. Wir wollen einige Proben aus seiner von der herkulanensischen Akademie herausgegebenen Schrift über die Musik mittheilen. Geschrieben ist das Exemplar zwar nicht schlecht, obwol nicht ohne

*) Die herculanischen Handschriften in England und meine im Jahre 1817 zu ihrer Entwicklung gemachten Versuche. Leipzig, 1819.

orthographische Fehler, indessen wird das Verständniß durch fortwährende Lücken sehr erschwert. Die Ergänzungen der Akademiker sind häufig gar nicht zu brauchen; denn Griechisch ist von je her die schwache Seite der italienischen Alterthumsforscher gewesen. Man muß sich begnügen, zur Noth dem Gedankengange folgen zu können.

Man irrt sehr, wenn man hofft, in dieser Abhandlung Aufschlüsse über die Musik der Alten zu finden, eine Kunst, von der wir leider so gut als gar nichts wissen und auch schwerlich je etwas wissen werden. Die Schrift des Philodemus ist antimusikalisch. Er zeigt sich als einen jener völlig gehörlosen Menschen, die ihre eigne Unfähigkeit als den normalen Zustand und die bessere Organisation der übrigen Welt als eine Schwäche oder Einbildung ansehen, und diese Ansicht mit einem Aufwande thörichten Scharfsinnes systematisch durchführen. Daher trifft man unter seinen Argumenten über die gänzliche Werthlosigkeit der Musik manche, die auch jetzt ihre Verächter im Munde zu führen pflegen. Philodemus polemisiert gegen einen Stoiker Diogenes, dessen Vertheidigung der Musik jedenfalls vernünftiger war als sein Angriff. Er bestreitet, daß die Musik auf die Bildung des Geistes einen Einfluß üben könne. Der Eindruck, den sie mache, sei ein rein sinnlicher. Der Natur der Sache nach sollte eine Musik bei allen Menschen denselben Eindruck hervorbringen, weil das Gehör bei allen dasselbe sei; wenn nichtsdestoweniger eine Melodie einigen gefalle, andern mißfalle, so liege dies an vorgefaßten Meinungen. Er leugnet, daß sich die Wirkung der Musik auf die Empfindung theoretisch berechnen und feststellen lasse, denn die Musik sei keine darstellende Kunst, ebensowenig als die Kochkunst (die die griechischen Philosophen seit Sokrates mit Vorliebe zu ihren Vergleichen wählten). Sodann geht er auf die Anwendung der Musik über, und behauptet, sie sei bei religiösen Handlungen unwesentlich, selbst mit Schauspielen habe sie ursprünglich nichts zu thun gehabt. Es werden nun die einzelnen Gattungen der Musik durchgenommen. Wenn Liebeslieder eine Wirkung thäten, so sei sie dem Text, nicht der Composition zuzuschreiben; dasselbe sei bei Klageliedern der Fall, die noch überdies die schädliche Wirkung hätten, die Trauer zu vermehren, die sie doch vermindern sollten, und sogar absichtlich auf diesen verwerflichen Zweck berechnet würden. Am schlechtesten kommen die Verfasser der hochzeitlichen Musiken (Hymenäen) weg; der musikkfeindliche Philosoph stellt sie in eine Kategorie mit Köchen und Kuchenbäckern, die zu Hochzeiten gemiethet werden. Einer Melodie kann man seiner Meinung nach durchaus keine inwohnende, die Seele bewegende Kraft beilegen, wie man z. B. dem Feuer die Kraft des Brennens beilegt u. s. w. Seine Gegner hätten angeführt, daß die Arbeit der Ruderer (und in alter Zeit die der Schnitter und Winzer) unter Musikbegleitung verrichtet werde: aber dies geschehe nicht etwa, weil die Musik eine anregende Wirkung ausübe, sondern

weil die Arbeit durch die Beimischung eines sinnlichen Vergnügens erleichtert werde. Einen ähnlichen Scharfsinn in der Absurbität entwickelt Philodemus, um das Argument seiner Gegner zu entkräften, daß religiöse Hymnen gesungen einen größern Eindruck machten als ohne Musik vorgetragen. Auch hier behauptet er, die Wirkung des Gedichts werde nicht durch die Melodie erhöht, sondern es werde durch diese nur eine für sich bestehende sinnliche Ergözung der geistigen hinzugefügt, die aus dem Gedicht hervorgehe; sodann trage die Nebenvorstellung der Ehre, die den Göttern durch die Musik erwiesen wird, dazu bei, den gesungenen Text vorzüglicher erscheinen zu lassen, als den gesprochenen! Ein einziges Argument des stoischen Anwalts der Musik bekämpft Philodemus einigermassen glücklich. Diogenes hat sich auf die Achtung berufen, welche die von ihm verteidigte Kunst im Alterthum genossen habe. Aber diejenigen, sagt Philodemus, welche der Meinung sind, daß die ganze von ihrem System abweichende Menschheit sich in völliger Raserei befinde, haben nicht das Recht, an das Urtheil derselben Menschheit zu appelliren. Uebrigens werde dies Urtheil des Alterthums durch die Vernachlässigung der Musik in neuerer Zeit wieder aufgehoben. — Diese Bemerkung ist das einzige etwa Interessante in der ganzen Abhandlung, von der die Leser schwerlich wünschen werden, mehr als diese Probe kennen zu lernen.

Von größerem Interesse als diese „Haarspaltereien des im Gebiet des Absurden lustwandelnden Menschenverstandes“ würde ein, wenn auch mittelmäßiges, lateinisches Epos in Hexametern sein, das die Eroberung Aegyptiens durch Octavian nach der Schlacht bei Actium zum Gegenstand hatte; um so mehr, als es von einem den Ereignissen nahestehenden Dichter herrühren muß, denn vom Tode Kleopatras bis auf die Zerstörung Herculaniums waren nur 110 Jahre verfloßen. Aber die Papyrusrolle, die das Epos oder vielleicht nur einen Gesang desselben enthielt, war oberhalb und zwar zum größern Theil zerstört, und nur von 7 Columnen konnte dies übriggebliebene Drittheil entziffert werden, so daß wir im Ganzen nicht mehr als 57 Verse kennen, von denen die wenigsten ganz vollständig, die meisten zur Hälfte ergänzt sind. In der That *disjecti membra poetae*! Ueber den Autor dieses Gedichts hat man nur Vermuthungen, jedenfalls ist er mittelmäßig gewesen. Das einzige etwas längere Fragment, das eine Beurtheilung erlaubt, beschreibt, wie Kleopatra mit verschiedenen Todesarten an Verbrechern experimentirt, um den leichtesten Tod kennen zu lernen, was auch die Historiker erzählen. Die Beschreibung ist im höchsten Grade faßl und nüchtern, und entbehrt selbst den rhetorischen Schwung, durch den sich Lucan und ähnliche auszeichnen.

Im Ganzen müssen wir nach den bisherigen Publicationen der Herculani-
schen Rollen Winckelmann beistimmen, der das Wort des alten Fabeldichters auf diese Entdeckung anwendet, daß wir anstatt eines Schatzes eitel Kohlen gefun-

den haben. Zu der unsäglichen Arbeit, die auf ihre Abwicklung und Entzifferung gewandt ist, steht der Ertrag in gar keinem Verhältniß. Ein einziges der verlorenen Bücher des Tacitus oder Livius hätte diese ganze herculanische Bibliothek hundertfach aufgewogen.

Die polnische Frage.

Suum enique. Die rechte Antwort auf die Polen- und die große Zeitfrage. Zur Beherzigung für die europäischen Staatsmänner von Dr. Johann Nepig. Hamburg, Hoffmann u. Campe. —

Die Frage der Wiederherstellung Polens ist so vielseitig behandelt worden, daß kaum noch etwas zu sagen übrigbleibt. Da indeß die Freunde Polens ihre alten Gründe immer von neuem wieder auf den Markt bringen, so darf man nicht ermüden, in der alten Weise zu antworten, denn das Gedächtniß der Menge ist kurz und es darf nur eine neue Zeitströmung eintreten, so tauchen die alten Ideen, die man längst widerlegt glaubte, von neuem wieder auf. Die große Katastrophe des orientalischen Krieges mußte die stillen Hoffnungen und Träume der Völker aufs neue wieder wach rufen und wenn auch die Veröffentlichungen der Staatsgeheimnisse gegenwärtig viel schneller und unerwarteter erfolgen, als in früherer Zeit, so werden wir doch wahrscheinlich erst nach einer Reihe von Jahren vollständig erfahren, was sich alles in dieser Zeit im Geheimen geregt hat. Die Enthüllungen, welche vor einigen Tagen ein englisches Blatt über die schwedische Politik brachte, sind bereits so erstaunlich, daß die ganzen diplomatischen Verhandlungen dadurch ein neues Ansehen gewinnen. Wir müssen es abwarten, inwieweit eine Bestätigung erfolgen wird. Auch die Beziehungen Sardiniens zu den Westmächten sind noch lange nicht aufgeklärt und so mag denn auch die polnische Frage in ihren Verhandlungen vielseitig angeregt worden sein. Noch haben die „Funken, die unter der trügerischen Asche schlummern“, keine Gelegenheit gehabt, sich zu heller Flamme zu entzünden; aber zu lange wird die Gelegenheit nicht auf sich warten lassen. Zwar ist, wie uns die neueste Broschüre des Herrn von Larochesjaquelin belehrt, ein Bündniß Frankreichs mit Rußland und eine Christianisirung der Türkei die Signatur der Gegenwart; allein der Kaiser der Franzosen, dessen Erfolge im letzten Augenblick das Glück durch die Geburt eines Thronerben besiegelt hat, liebt es nicht, sich auch von seinen Freunden in die Karten sehen zu lassen und so läßt sich noch gar nicht berechnen, ob das Gewicht Frankreichs im entscheidenden Augenblick in die eine oder die andre Wagschale fallen wird. Freilich ist es voreilig, wenn polnische Enthusiasten mit ihrem gewöhnlichen sanguini-